

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

250 (27.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterkulturgang und Wilteln

Die Filzenkath

Es gibt merkwürdige Menschenfälle auf diesem Planeten. Die leitenden sind jene von Sonderlingen, Abseitigen, von Einzelgängern, die sich nicht der Gemeinschaft einfügen können. Sie haben sich von Mutterleibe der Gemeinschaft losgelöst; ihr Seelenleben verflüchtigt oder muhrt, und ihr Ende ist fast immer tragisch oder tragikomisch.

Man weiß, daß König Ludwig II. von Bayern den Anblick seines Kammerdieners zuletzt nicht mehr ertragen konnte und ihn nur noch mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht um sich duldete. Auch des tanabischen Millionärs Boon-Hiels Herz schreute vor dem Anblick menschlicher Antlitze zurück. Es ist nicht bekannt, warum. Vielleicht weil er sein Leben darauf aufgebaut hatte, Menschen auszubilden, und nun jedes Menschentum als Anklage empfand; vielleicht auch weil Schmerz und Schmerz es darauf angelegt hatten, den Auszubildenden auszubilden. Jedenfalls schickte er vor den Menschen in die Wiebe zu Tieren. Sein Wahn ging so weit, daß er seine menschliche Umgebung zwang, sobald sie in sein Gesichtsfeld trat, sich die Maske eines Tieres vor das Gesicht zu halten.

Die Filzenkath — sie wurde im Einwohneramt unter dem Namen Katharine Sausbaber geführt, aber die Dörfler und Dorfsteher von der Brandfild, dem großen Hochmoor, nannten sie nur die Filzenkath — also die Filzenkath ist keine Königin und keine Millionärin gewesen. Ganz im Gegenteil. Sie war vielmehr der ärmste und unansehnlichste Mensch, der hier im Hochlande hauste. Niemand wußte, wozu die Filzenkath lebte. Früher, als der Sohn der Kath, der schwarze Sepp, noch bei ihr hauste, da lebten die beiden vom Betteln. Aber als der schwarze Sepp beim Wilteln den Förster erschoss und die Geldbarmen ihn wegholten, verschwand die Kath völlig aus dem Blickfeld der Menschen. Sie hauste mütterleiblich mitten in der Brandfild, in einem Bretterbau, aus dem zuweilen Rauch hochstieg, oder wenn Menschen in die Nähe kamen, ein tödliches Getöse erscholl, dem unmittelbar ein süßliches Hundebell folgte. Die Filzenkath wollte diese Menschen nicht sehen. Sie konnte nicht wie jener bayerische Fürst oder wie jener amerikanische Millionär die Menschen zwingen, sich Wästen vor das Gesicht zu binden. Sie ließte sich den Status des Menschen auf ihre Weise, indem sie sich mitten ins Moor schickte und sich von Wurzeln nährte.

Die Filzenkath und die Dorfsteher haben als Grund ihrer Menschenfeindlichkeit das Unsiel an, das den Sohn der Kath betrafen hatte. Sie trauen, die Filzenkath schämt sich, daß sie einen Wörder zum Sohne hat. Aber die Vermutung ist, wie sie sich noch herausstellen sollte, die Wahrheit nicht oder höchstens nur zu einem kleinen Teile. Das Unsiel der Kath lag tief.

Die Fild sind riesengroß und heimlich. Vor Jahrbunden sind sie entstanden, als die ungeheuren Alpenflöcher schmolzen und verflüchtigt, die Gebirgszüge emportrieben und die Lande trocken wurden. Sie sind Mammutterinnerungen aus jener vorgeschichtlichen Zeit, der nördlich über das Meer ein Riesensee wandert, der sich in sich die Schreden jener frühen Zeit wach werden. Der Boden schwankt und zittert, als hätte die Erde kein festes Gerippe und keinen Grund. Die Luft ist fildig; blaue Lichter phosphoreszieren; in den tiefen Moorgräben plätschert und raschelt es;

zuweilen schwankt plötzlich ein modernes Baumgerippe und bricht zusammen. Seltsame Stimmen werden laut oder es ist auf einmal so still, als sei die Welt tot.

In solcher Moornacht mochte sich ein Jäger, der frühmorgens drüben an den Bergflüssen auf Bild anhielt, über die Brandfild. Obgleich Jäger gemeinhin nicht ängstlicher Natur zu sein pflegen bei der Ausübung ihres Handwerks,

das sie tief in Forst und Einamkeit führt, ward diesem Jäger nicht sehr wohlgenut ums Herz, als er mitten im Moor eine Hagende Stimme hörte, von der er nicht wußte, welchem Tier er sie zuschreiben sollte. Als er den ersten Schreden überwand hatte, beschloß er, den seltsamen und grausigen Tönen nachzujorschen. Nach einer

Stunde wirren Strauchelns über die schwankende, gluckende, irrlüchrende Moorrfläche fand er mitten in einem blaferntenden Torflicht die unheimliche Stimme. Sie gehörte der Filzenkath, deren Leib schon bis an den Hals im Moorbrei versunken war. Sie betete dummernd vor sich hin, aber ihr Gebet war eine einzige erschütternde Anklage. Der Jäger rief der Kath zu, sie solle sich festhalten, solange sie könne; er werde ihr helfen; obwohl er wußte, daß hier niemand helfen könne. Denn das Moor gibt keinen mehr heraus, den es in seine graufame Umarmung genommen hat.

Die Kath aber hörte den Jäger gar nicht. Sie sprach mit Gott, mit dem Schicksal, mit dem Will, mit dem Leben, wie immer man es nennen will, das große Du, mit dem sie das einzelne Schicksal auseinanderlegen muß, gleichviel, ob es gläubig ist oder ungläubig. Die Kath sprach mit der Moornacht, mit der Finsternis, die so dunkel war wie der Kath Leben. Sie kühlerte, dämmerte, freilich, heute ihren Jammer in diese Nacht hinein wie in einen dunklen Mutterleib. Es war schwer, sie zu verstehen, aber aus den unartikulierten Lauten, aus abgerissenen Sätzen, den unzulammenhängenden Worten formte sich dem entsetzt lauschenden Jäger doch langsam das schwere Los von der versinkenden, sterbenden Kath. Er erfuhr, daß der Kath ein ganz anderes Schicksal an der Wiege gelungen worden war. Sie war ein Mensch, der auf der Sonnenseite des Lebens geboren, nur zu lieben bestimmt schien. Sie hatte abjektiv geliebt: die Mutter, den Vater, die kleinen Geschwister, die Nachbarn, alles, was in den Bereich ihrer Liebesfähigkeit getreten war. Aber es war wie ein Verhängnis gewesen. Allen, die sie mit ihrer Liebe und Färtlichkeit beschenkte, schenkte diese Liebe zum Verderb zu reichen. Mit dem kleinen Bruder, der sich beim Spiel mit ihr das Genick gebrochen hatte, begann es. Dann brachte ihre Färtlichkeit der Schwester, die sie kühlte, nachdem sie vom Besuch einer scharlachkranken Freundin gekommen war, schweres Siedum. Als dann eine Nachbarin, die im Kindbett lag, nach Kath's Besuch starb, hatte sich der Glaube an unheilbringende Eigenschaften Kath's bald bei den Dörflern wie bei ihr selbst eingemistet, und als gar das Kind eines Nachbarn, dem sie Süßigkeiten geschenkt hatte, schwer erkrankte und starb, da war Kath den Dörflern zur Feindin, zur Hege geworden. Vor dem Herenmann ihrer Heimat war die Kath zu Verwandten ins Irdische geflüchtet. Der Mann aber, den sie dort lieben lernte und mit dem sie sich für das Leben zulammenhängte, mißverstand ihr Liebesbedürfnis, löstete in Eiferucht einen vermeintlichen Nebenbuhler und vertam in Gefängnis und Trunt. Damals war Kath mit dem einzigen Sohne ins Moor gekommen, auf der Flucht vor dem Menschen, die sie so mißverstand, und vor dem Unheil. Aber sie entram ihm auch hier nicht. Denn eine Weile ist das Unheil um die Menschen und dann in ihnen. Der Sohn geriet in der Einsamkeit auf Abwege. Als sie ihn vor ihr forgeholt hatten, verwirrte sich Kath's Geist tollends. Sie erkannte keine Zusammenhänge mehr und glaubte, die Menschen verfolgten sie und jeden, der um sie war. So ging sie in der Nacht vor dem Tage, da ihr Sohn aus dem Suchhaus zurückkehrte, hinaus aufs Moor, um zu sterben. Und verankert vor den Augen des erschütternden Jägers, als die Sonne den ersten Schein über das Hochmoor warf, der Jäger schlug drei Kreuze und kehrte durch den morgendlichen Wald zu den Menschen zurück.

Heinz Eisgruber.

Herbst in Tessin

Obchon es Oktober ist: ein heißer Vormittag. Die Sonne meint es hier unten noch gut. Ueber dem Lago Maggiore lagert blaue Dunst. Wir steigen in eines der Motorboote, die regelmäßig den Verkehr mit den kleinen Dorfschiffen am See unterhalten, und fahren über das leicht bewegte Wasser. Drüben am anderen Ufer ist es anfangs noch etwas kühl, aber bald erobert sich die Sonne die letzten Terrassen. Höher geht es hinauf. Meine Pedali (leichte Beinwänschchen mit kostgesehtenen Sohlen) stehen in hartem Kampfe mit dem Geröll, das den Weg kennzeichnet. Nun wandern wir auf engeren, aber ebenen Wegen durch weinberante Gebiete. Die Trauben reifen; sie hängen in Hülle und Fülle um starke Holzgitter, erheben die Boesle alter Ahornbäume, an deren bemooftete Stämme sich die zarten Ranken schlängeln und ihre sonnengetrunkenen Kinder von milden Winden liebkosen lassen.

Ein alter Weinbauer kommt des Weges. Sein Gesicht ist verbrannt, desgleichen der Strohhut. Er hat die landesüblichen Holzhandeln an und ist mit einem wunderbaren Schnauzbart geschmückt, so etwa wie die Münchener Trambahnkassierer. Er greift im Verlauf eines eifrigen Gesprächs nach den schönsten Trauben; eine nach der anderen wird abgezwickelt, bis ich die weichen blauen Perlen kaum noch in den Händen zu halten vermag. „Es kommt nicht darauf an“, lächelt er auf meine Einwendungen. „Ich denke dabei an freundschaftliche Leute bei uns droben im Norden, die zum Kahl lauten, wenn einer in einen sauren Apfel beißt, der auf fremden Boden sich der Fäulnis entgegenstellt.“

Kurze Paß in dem kleinen Dorfe Piazona gegenüber von Locarno. Ueber die rundeigenen Gesichter der alten Häuser leuchtet heller Sonnenschein, verweilt auf halberfallenen Balkonen und fihert neugierig in dunkle Eden. Auf gerödelten Hausstufen hocken müßig alte Frauen. Zu unserer Freude entbeden wir unter ihnen auch ein junges Gesicht, das nach langem Wortwechsel der Kamera zum Opfer fällt. Rosina Pelloni heißt das Mädel von siebzehn Teßiner Jahren. Hübsch! Sehr hübsch! Und ihr Name klingt doch melodischer als Anna Krause. — Rosina Pelloni. . . Schwarze Augen im braunen Gesicht und schwarze Haar um eine wunderbar gemischte Stirn. Einer von den alten Weibern hätte sie mögen schmecken. Die Kamera ist zu schuldig bei solchen Gesichtern. Das halbe Dorf debattiert über die Guisnahme, und die vermittelten Gesichter der Alten grünten gutmütig über das junge Blut. Das war übrigens die einzige Dorfschönheit, der ich auf meinen langen Wanderungen in Tessin begegnet bin. Sonst gibt es in der Hauptstadt nur Frauen, deren Haare vor vielen, vielen Jahren vielleicht auch einmal so schwarz waren wie die

Rosinas, vor Jahren, als die Burschen noch da waren; dann zogen sie aus den armligen Dörfern in die Ferne und ließen ihre Jugendgepietinnen zurück. Selten, daß einer von ihnen wiederkehrt. Viele suchten sich über'n Großen Teich eine neue Heimat. Die wenigen, die da bleiben, betrauten im Dorf, darüber hinaus kaum.

Der Abend zieht unmerklich über den See. Unten schließt das kleine Dorf Maggadino in der klaren Herbstnacht, die überragend schnell Berge, Täler und Wasser einschließt. Weiter hinten glitzern ungewiß noch die Lichter von Locarno und Murato. Unser Ziel ist der Monte Tamaro, dessen Gipfel steil über den Kamm hinausragt.

Ueber die Alpe legt jetzt kühler Wind und fängt sich in den Felsgröten am Wege. Irgendwo mischt sich helles Geläut von Kuhglocken mit dem fernem Rauschen eines Sturzbaehes zu nächstlicher Rausch. Nach stundenlangem Wandern finden wir die Hütte verflüchtigt. Jenseits des Kamms aber bekommen wir Untertunft in einem Steinbau, durch das der Wind seinen hier oben immerhin pfliffigen Atem bläst. Drei Kinder, zwei alte Frauen und ein junger Mann sitzen am Kamin, über dessen Flammen ein verpuffter Kessel mit Maisbrei hängt. Gostfreundlich, wie die armen Bergbewohner in dieser Ginde sind, lassen sie uns von dem Brot teilen, und wir müssen zu dem bitteren Geschmack freudige Gesichter machen. Volenta wird nie unser Nationalgericht werden. An der Wand des höchstens vier Quadratmeter großen Raumes steht eine Kiste. Inhalt: drei Schällein, zwei Porzellansteller, zwei Tassen, ein paar Kaffel und Messer, offenbar das ganze Gerät für die fünf Leute. Die Frauen leuchten aus hani Schnüre für Sandalen, die sie für ein paar Centesim im Dorfe verkaufen. Durch die Hütte zieht fortwährend dicker Rauch; kein Wunder, daß die Deckenbalken kohlschwarz leuchten, so oft der flackernde Schein des Feuers daran leht. Bis in die tiefe Nacht hinein brennt das Feuer, plappert ohne Unterlaß die Frauen.

Wieder wird es Abend, bevor wir am Ufer des Sees anlangen und rückwärts gewandt die letzten Sonnenstrahlen vom Mastlo des Tamaro weichen sehen. Den Dampfer erreichen wir nicht mehr, und so rudert uns ein junger Kerl über den See nach Locarno hinüber. Er singt einen Schlager. Auf Italiensisch. Stimmen haben sie doch; lag einer, was er mit den Kurpromenaden, auf der so spät kein Mensch mehr entlangwandelt, geistert unruhiger Sichterung weiß auf die dunkle Fläche, die unser Boot zerhiebelt. Ein paar Glockenschläge, in unregelmäßigen Rhythmen seit wie ein abgerissenes Lied an die metallenen Gebäude im hohen Turme geklopft, fallen vom Kloster der Madonna del Sasso in die Täler hernieder.

Oirrhein.

Die verheißene Woche

ROMAN von C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.

(8. Fortsetzung.)

„Wieviel Uhr kann es denn sein, um Gottes willen?“ fragte Harold. Ein Blick auf seine Taschenuhr hatte ihm verraten, daß er vergessen hatte, sie aufzuziehen — zum erstenmal seit fünf Jahren.

„Keine Ahnung“, sagte Fräulein Clarence. „Meine Uhr steht auch. Ich denke, ungefähr sechs. Möchten Sie eine Tasse Tee?“

„Tee! Eine Nacht in einem knochigen Stuhl ließ jeden Nerv im Leib einfach nach Tee schreien. Tee! Das Wort allein ließ einen Augenblick lang das dunkelgraue Weltall in Gold getaucht erscheinen. Tee! Harold war auch, was Tee betraf, eine alte Jungfer.“

„Vielen Dank! Sehr gern“, sagte Harold. Sie gingen zusammen die Treppe hinab, bahnten sich den Weg durch den Trümmerhaufen in der Halle und kamen in die Küche. Fräulein Clarence ließ ihn und her. Am Fuß war der Kessel gefüllt und auf den Herd gestellt. Ein Tablett — ein Tischstuch — Tassen, Untertassen, Milch, Zucker, Teelanne. Drei Teelöffel voll in den Topf und ha! der Kessel kochte.

„Zucker?“

„Nein, danke.“

Fräulein Clarence war noch jung genug, um den Krieg überstanden und dennoch keine Vorliebe für ungezuckerten Tee erworben zu haben. Drei Stüdchen in ihre Tasse. Und dann hielt sie den fast überfließenden Nektar Harold hin. Er nippte gierig und schrie fast auf vor Schmerz. Er hatte keine aufgelpungene Lippe vergessen.

„Ach Gott, ach Gott“, sagte Fräulein Clarence, als sie auf einmal seine Verzweiflung

und die Ursache dieser Verzweiflung merkte. „Sie müssen talte Umschlüge machen. Und auch auf Ihr armes Auge.“

„Erst trinke ich einmal meinen Tee“, sagte Harold und nippte nun etwas vorsichtiger an seiner Tasse.

„Ich bin Ihnen sehr, sehr zu Dank verbunden“, sagte Fräulein Clarence. „Es war furchtbar lieb von Ihnen, daß Sie gleich hiergeblieben sind und mir mit Wasser geholfen haben. Daß ich aber so einschlafen konnte, ist mir einfach schleierhaft. Warum haben Sie mich denn nicht aufgeweckt?“

„Weil ich wußte, weshalb Sie schliefen“, sagte Harold. Eine für diese frühe Morgenstunde wirklich glänzende Antwort.

„Sie meinen, weil ich so müde war?“

„Ja. Das waren Sie doch auch?“

Fräulein Clarence nickte.

„Sie hatten diese Aufregungen schon einige Zeit, ehe — ehe es wirklich arg wurde?“

„Ja“, sagte Fräulein Clarence, „schon zwei Tage. Ich sah es kommen, und — und —“

Es war, als sei die Harmonie zwischen ihnen plötzlich unterbrochen, und Harold wechselte taktvoll das Thema, indem er sich noch eine Tasse Tee einschenken ließ.

„Aber es war wirklich zu lieb von Ihnen“, sagte Fräulein Clarence. „Ach weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll. Nicht jeder hätte —“

„Oh, bitte nicht“, sagte Harold. Er wand sich ordentlich vor Verlegenheit. Und Fräulein Clarence ließ liebenswürdigerweise davon ab, sein Lob zu singen.

„Was werden Sie jetzt machen?“ fragte Harold.

„Zu allererst einmal Doktor Brown holen.“

„Ja, natürlich.“

„Sie werden ihn wohl wieder in eine Klinik bringen“, sagte Fräulein Clarence.

„Das — das ist nicht das erste.“

„Aber was werden Sie dann tun?“

Fräulein Clarence zuckte ein klein wenig rührend die Schultern.

„Was ich tun werde? Wahrscheinlich hierbleiben.“

„Aber — aber — haben Sie denn niemand, zu dem Sie gehen können? Tanten und dergleichen?“

„Ja, natürlich. Da ist einmal Tante Mabel. Sie wohnt ganz nahe, in der Alfordstraße, gleich hinter dem Volkspark. Aber ich hasse sie.“

Harold nickte verständnisvoll. Er konnte auch was von Tanten erzählen.

„Wäre es aber nicht trotzdem besser, Sie gingen hin?“ schlug er schließlich vor. „Sie können doch nicht ganz allein hierbleiben. Es — muß sich doch jemand um Sie kümmern.“

Fräulein Clarence lächelte trotz all ihres Jammers.

„Ich kann ja auch hingehen, wenn Sie glauben“, sagte sie. Es war das erste mal seit Jahren, daß jemand anders als seine Wirtin auch nur das geringste Interesse für eine Meinungsäußerung von Harold zeigte.

Aber logar in diesem Augenblick, eben als Harold sich in seiner warmen Blut sonnte, logar jetzt ließ die Hand des Schicksals sich von der Tür vernehmen. Es war der Postbote. Die warme Blut schmolz sofort dahin. Harold's Herz riß sich in einem Ruck von seiner Vertäulung los und fiel wie ein Bleiklumpen mit einem unangenehmen Plumpser mitten in seine Verdauungsorgane.

„Wann — wann pflügt der Postbote denn zu kommen?“ fragte er.

„Gewöhnlich um zehn nach acht. Ich hatte keinen Ahnung.“

„Um zehn nach acht? Zehn nach acht? Ich muß um neun Uhr dreißig in der Bank sein. Und — Ferragott im Himmel —!“

Mit einem Schlag war er in die Wirklichkeit verlegt.

„Ich ließ alle meine Sachen gestern im Klub — meinen Anzug und alles.“

Er sah entsetzt an sich herab, auf seine derzeitige Aufmachung. Weiße Flanelhosen — sie waren zumindest einmal rein gewesen, ehe er sich in einen Ringkampf mit Herrn Clarence eingelassen hatte. Jetzt waren sie voll schwarzer Flecken und ebenio wie sein Hemd, da und dort voll großer Blutspriher. War ihm doch gestern das Blut nur so aus der Nase gekrümmt. Sein linkes Auge war geschwollen — und soviel er wußte, auch noch blau — und der einen Tag alte Bart sproßte über Kinn und Wangen.

„Gott sieh mir bei!“ sagte Harold. Er schob den Stuhl zurück und erhob sich in wilder Angst, umständlich wie eine altjüngferliche Tante.

„Ich muß laufen — weiß gar nicht, was ich tun soll“, blökte er und zappelte dabei zur Tür. Fräulein Clarence folgte ihm ruhig und zertnirsch.

„Aber Sie kommen heute abend, nicht wahr, Sie kommen?“ bettelte sie. „Und bitten Sie doch Doktor Brown an und bitten Sie ihn, zu uns zu kommen — ich kann ja nicht fort, um es selbst zu tun.“

„Ja, ja gewiß“, sagte Harold. Er trippelt über den Rumpf eines Kleiderständers um und wußte kaum, was er sagte. Dann stieß er die Tür auf und raffte davon.

„Um sechs — bitte“, rief Fräulein Clarence noch hinter ihm her.

Die ehrfamen Geschäftsleute von Morley Bart — diejenigen unter ihnen, die zeitig im Kontor sein mußten, waren sogar jetzt schon auf dem Weg zur Untergrundstation — sahen Harold erstaunt und belüffigt an sich vorbeilaufen. Der Strummwelp, die unraffierten Wangen, das blaue Auge, die schmutzigen Hosen, die Blutflecken, sein aufgeregtes Gebete — das alles wurde bemerkt und besprochen.

(Fortsetzung folgt.)